

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 244 (1965)

Artikel: Eine verlor'ne Tochter kehrt in der Christnacht ins Vaterhaus zurück : eine Erzählung aus dem Obertoggenburg

Autor: Küng, Gottlieb

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375800>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine verlor'ne Tochter kehrt in der Christnacht ins Vaterhaus zurück

Eine Erzählung aus dem Obertoggenburg — Von Gottlieb Küng

Es war im Jahre 1914, als der große Weltkrieg ausbrach. In den Tälern unten standen die fruchtschweren Kornfelder und in den Höhen die schnittreifen Emdwiesen zur Ernte bereit. Hornstöße klangen in harten Tönen durch die sternhelle Sommernacht.

«Das ist der Krieg», sagte der Mühlebach-Peter zu sich selber, sprang von seinem Lager auf und schlüpfte in die Kleider. Darauf trat er in die Nacht hinaus. Überall sah man Lichter in den vereinzelter Bauerngehöften hin- und hertragen. Vom nahen Dörfchen herüber hörte man die erste Nachmitternachtsstunde schlagen. Bei Berg-Uelis oben schlug ein Hund an, und irgendwo vom Tale herauf trug der starke Ostwind die Klänge der Sturmglöcken.

«Das ist der Krieg», sagte der Peter nochmals.

Da hörte er Stimmen aus der Nähe, und bald darauf sah er, wie zwei Männer über den Waldbach schritten, der dicht an seinem Gehöfte vorbeifloß. Auf der Höhe angelangt, standen die zwei stille, und der eine von ihnen setzte abermals das Horn an den Mund. Schaurig klang es wiederum durch die Stille der Nacht. Mit ein paar hastigen Schritten, die einem Zwanzigjährigen alle Ehre gemacht hätten, setzte der Alte den Bergrain hinauf und stand in wenigen Augenblicken vor den beiden jungen Leuten.

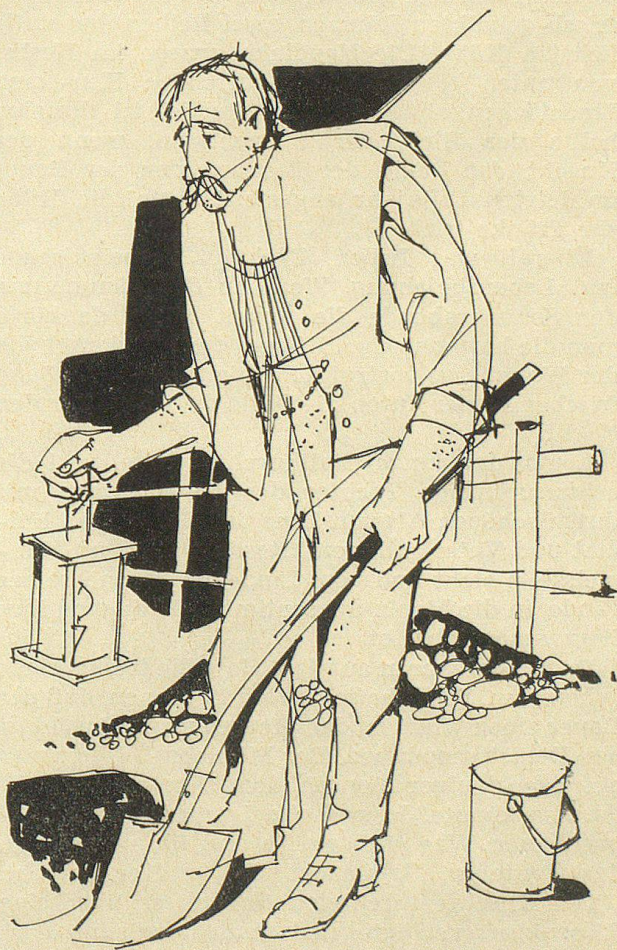
«Der Krieg», preßte er mühsam heraus und schneuzte sich.

«Die Deutschen sind in Belgien eingefallen. Frankreich hat Deutschland den Krieg erklärt Österreich hat die serbische Grenze überschritten. Der Russ rüstet auch. Wir müssen die Grenzen schützen.» So sagte der eine der Horner, der Gründli-Bernet, der eben erst aus dem Landwehr-Wiederholungskurs zurückgekehrt war.

Jetzt schritten die beiden weiter durch das nahegelegene Buchenwäldchen, um auf der anderen Seite den Alarm weiter zu blasen. Peter aber kehrte sinnend zurück und verschwand bald darauf in dem unbeleuchteten Bauernhaus.

Nach einiger Zeit trat er wieder aus dem Haus heraus, eine Schaufel und einen Pickel in der Hand. In der hinteren Gartenecke, dort, wo schon seit Urgroßvaters Zeiten her ein Holzapfelbaum stand, da hielt er eine kleine Weile inne, schaute sich nach allen Seiten um und fing dann an, eine tiefe Grube in die Erde zu graben. Dann verschwand er abermals im Hause. Eine halbe Stunde später sah ihn die Nacht einen schweren,

kupfernen Kessel hinaustragen, in die eben gegrabene Grube hinein versenken, mit einer schweren Steinplatte zudecken und die Erde darauf werfen. Sorgfältig bedeckte er dann sein getanes Werk mit dem abgehobenen Rasen, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sah sich abermals vorsichtig um. Es war alles wieder so stille geworden, wie es um Mitternacht herum gewesen war. Das Alarmblasen hatte längst aufgehört. Die Stille der Nacht war wiederum da. Nur das Plätschern des Bergbaches war zu vernehmen und das Rauschen der Buchen, die im nahen Tobelwäldchen drüben standen. In den taunassen Wiesen zirpten die Grillen, und am



Nach einiger Zeit trat er wieder aus dem Haus heraus, eine Schaufel und einen Pickel in der Hand.

Alphag drüben hörte man einen Fuchs bellen. Der Alte trat ins Haus zurück, zündete sich ein Licht an, holte einen Branz und setzte sich an den schweren Schieferplattentisch. Ein Zug der sichtlichen Befriedigung lag auf seinem furchenreichen und alternden Antlitz.

*

In der Mühlebachheimet hatte es früher anders ausgesehen, als heute. In dem stattlichen Bauernhause stand und hing und lag alles blitzblank und sauber. Wenn man durch die langen Fensterreihen der Wohnstube in den wohlgepflegten Garten hinausschaute, da roch man den Duft aus den Beeten herauf, den Duft von Rosmarin, von Mayoran und Lawendel. Vor den Fenstern standen den Stock an Stock, die rotblühenden Nelken, die scharfduftenden Geranien und die weithin leuchtenden Fuchsien. Im Großstall drüben standen in frisch gekalkten Räumen, zwei Reihen der stattlichsten Kühe. Die Heudielen waren im Herbst von unten bis oben mit duftenden Heu- und Emdstößen angefüllt. Auf der Bsetzi draußen bellte der Bleß, der Sennenhund, wenn der Knecht, der Louis, der Franzos, den der Bauer im letzten Frühjahr angestellt hatte, die Kühe zur Tränke trieb.

Überall war Leben, Frohmut, Daseinsfreude und Lebensbejahung. Wenn in der Dämmerung der Sommerabende die Arbeit ruhte, da hörte man die harmonischen Klänge der Handorgel, die der Welsche so vortrefflich spielte, und den Sang frischer Lieder durch die Stille der schweigenden Nacht.

Louis, der junge Stallknecht spielte, und die achtzehnjährige Tochter des Bauern sang mit ihrem schönen Alt von Lenz und Liebe, von Heimat und Vaterland, vom Sternlein, das am Himmelszelt steht und vom Lindenbaum und seiner Rinde, in die hinein die sentimentale Jugend ihre Herzenamen schreibt.

Dann aber waren auf dem Hofe die trüben Tage gekommen. Diese hatten damit begonnen, daß der Bauer einen wildfremden Menschen als Knecht in den Dienst genommen. Der Mühlebach-Peter war ein eigensinniger Mensch, dem es niemand recht machen konnte. Ja, er hatte Launen, der Mühlebachbauer. Was alles wollte und für recht fand, das wollte er allein nicht und fand es unrecht.

Die Knechte fürchteten ihn, da er über eine Riesenkraft verfügte, und seitdem er einmal im Jähzorn einem Handbuben den Armknochen abgeschlagen, wollte keiner mehr in seine Dienste treten. Eines Tages, im Anfang des Mai, hatte er einen jungen Franzosen eingestellt. Dieser

hatte in einer deutschen Bauernzeitung eine Stelle als Stallknecht gesucht. Er hieß Louis, war von einnehmendem Wesen, hatte ein recht hübsches Gesicht und verstand es vorzüglich, sich beim Frauenvolk in Gunst zu setzen. Von da an begannen nun die trüben Tage auf dem Mühlebachhof, wo der Peter den Stallknecht von Haus und Hof weggejagt und wo in einer stürmischen Nacht die Mühlebach-Martha, die einzige Tochter des Bauern, aus dem Hause verschwunden und seither nicht mehr gesehen worden war.

*

Zehn Jahre waren seitdem vorübergegangen, Jahre des Zornes, des Hoffens — aber auch Jahre der Reue, der Demütigung und der Verzweiflung. Und heute war nun der Krieg gekommen, der große europäische Krieg. Peter wohnte jetzt ganz allein in seinem Hause. Seine Frau war schon seit Jahren gestorben. Ihre ohnehin schon schwächliche Gesundheit hatte den Verlust ihrer Tochter nicht durchgehalten. Peter hatte darauf alle seine Güter verpachtet. In seinem Hause aber duldete er keine Mietsleute. Er wohnte ganz allein darin, kochte selbst, machte seine Kleider und alle die zu besorgenden Hausgeschäfte selbst in Ordnung. Nur die Wäsche gab er hin und wieder einer älteren, alleinstehenden Nachbarin, der tauben Theres hinüber. Die meiste Zeit aber war das einst so schmucke Bauernhaus abgeschlossen und unbewohnt. Peter war meist auf dem Handel. Er stand auf allen Viehmärkten und kam oft wochenlang nie nach Hause zurück. Gestern noch war er auf dem Markte in Thusis gewesen und war erst um Mitternacht im Mühlebach unten angekommen. Kurz nach seinem Schlafengehen war er von diesen Schreckrufen des Krieges aufgeschreckt worden.

*

Die Augustsonne brannte schon längst am Himmel, als Peter mit schwerem Kopf erwachte. Von der Landstraße herauf hörte man eine Trommel schlagen. Peter schaute durch's Fenster auf die Straße hinunter, wo eben eine Schar Landstürmler hinabschritt, um im benachbarten Rheintal unten die Grenze zu wehren. An der linken Flanke der Mannschaft schritt ein hochgewachsener Wachtmeister. Es war der Bernet, der älteste aus der Gründliheimet, der einstige Verlobte der Mühlebach-Martha. Die beiden jungen Leute hatten miteinander das denkbar glücklichste Liebesverhältnis gehabt. Der Alte im Mühlebach unten hatte zwar wüst getan. Er hatte es mit seiner Tochter höher im Kopfe gehabt. Es war gerade in jener Zeit, wo der Bauer den Wel-

schen auf seinem Hofe eingestellt hatte, als die beiden jungen Leute ganz im geheimen ihre Verlobung gefeiert. Schon wenige Wochen darauf schien die vorher so flammende Liebe der Martha zusehends zu erkalten. Immer mehr gab sie sich im geheimen mit dem Welschen ab, und, ohne daß der Bauer auch nur eine Ahnung davon hatte — da war auch schon das Unglück geschehen. Niemand konnte sich das sonderbare Benehmen des sonst so braven Mädchens erklären. Die taube Theres allein schien über diese merkwürdige Wandlung im klaren zu sein. «Der Welsche hat ihr ein Tränklein gegeben. Sie war, wie im Banne und konnte nicht anders.» So hatte die Theres gesagt. An all dieses dachte nun der Peter und schaute den Männern lange nach, bis sie an der Straßenbiegung im Paßwalde unten seinen Blicken entschwunden waren. Dann wandte er sich ab.

«Ja, ein treuer Bursche war der junge Gründlbauer halt doch gewesen.» Das mußte sich der Peter jetzt selbst sagen. Kein Mensch hatte den einst so lebensfrischen und fröhlichen Menschen seither mehr lachen gehört. Stille und einsam lebte er dahin auf seines Vaters Gut und tat seine Arbeit. Im Militär, in dem er den Grad eines Wachtmeisters trug, schien es ihm noch am wohlsten zu sein. Dort konnte er seinen nagenden Kummer so ganz vergessen — auf Stunden nur — nur auf Stunden — — —

Mechanisch schloß der Mühlebachbauer das Fenster. Er trat in die Nebenstube, suchte dort seine schmutzige Wäsche zusammen, band sie zu einem Bündel und ging damit hinüber, zum Nachbarhaus, wo die taube Theres wohnte. Das pflegte er oft zu tun, wenn er seinem Inneren nicht mehr so recht klappen wollte. Es war seltsam — ihm war jedesmal, als ob die Theres seine Gedanken erriete. Auch heute sah sie ihn wieder so merkwürdig eigen an und meinte dann nach einer kleinen Weile des Schweigens: «Bauer! Ich hab' es Euch jetzt schon des öfteren gesagt, daß Eure Martha noch lebt und daß Ihr noch einmal eine große Freude an ihr erleben werdet. Müßt eben warten, Bauer, es ist noch eine große Ruhe vorhanden — und die wartet auf Euch — denkt an mich, Bauer — die wartet auf Euch.»

So sagte die Alte und fuchtelte mit ihren Händen in der Luft herum, als der Mühlebacher ungläubig den Kopf schüttelte und sich zum Gehen wandte.

*

Der nächtliche Vogesenhimmel war in schwere Novemberwolken gehüllt. In einem baufälligen Bauernhause, das auf einer Anhöhe steht, wo,



«Bauer! Ich hab' es Euch jetzt schon des öftern gesagt, daß Eure Martha noch lebt und daß Ihr noch einmal eine große Freude an ihr erleben werdet.»

etwas abseits, stundenweite Gebirgswaldungen liegen, sah man Lichter hin- und hertragen.

Es ging schon gegen Mitternacht. Der östliche Himmel stand in einemfort in einem Flammenrot. Schwerer Kanonendonner durchzitterte die Luft. Ab und zu schien die Schlacht näher zu kommen. Man konnte von Zeit zu Zeit deutlich das Schießen der Infanterie und das Geknatter der Maschinengewehre vernehmen. Oft lag ein Tosen in der Luft, daß es dem abgehärmten Weibe, das in der Stube und Kammer herumhantierte vorkam, wie fernes Getöse der heimatlichen Lawinendonner.

Martha, die verschollene Tochter des Mühlebachbauern, war eben im Begriffe, das Kostbarste, das ihr der unselige Krieg noch zurückgelassen, zusammenzupacken. Es war ja wenig genug, was dem heimatlosen, von aller Welt verlassenen Weibe noch geblieben war. Im Kuhstall hingen die leeren Ketten. Küche und Keller waren leer, vom Feinde ausgeraubt. Vor einer

Woche, als sich der Feind nach einem siegreichen Vorstoß der französischen Truppen zurückziehen mußte, da hatte man ihr die Erkennungsmarke ihres Mannes ins Haus gebracht. Louis war also gefallen — auf dem Felde der Ehre gefallen — wie sich der Überbringer des Totentäfelchens ausgedrückt hatte. Was hatte sie davon? Auf dem Felde der Ehre gefallen — und sie stand allein da mit ihrem zehnjährigen Buben, dem Robert, dem sie so oft schon von ihrer schönen Schweizerheimat erzählt hatte. Martha war zwar ob dem Tode ihres Mannes keineswegs in eine allzu-große Trauer verfallen. Nachdem die ersten Flammen der Liebe verglommen waren, hatte sie in diesem fremden Lande nicht allzu viel gutes erfahren können. Ihr Mann hatte nicht das gehalten, was er ihr einst versprochen. Die Gegend, in der sie mit ihrem Gatten wohnte, kam ihr fremd und nüchtern vor. Ihr fehlten die Berge, die rauschenden Wildbäche, das Kuhschellengeläute in den Alptritten, der Lawendelduft ihres heimatlichen Gartens und die Kirchturmspitze ihres Bergdörfchens.

Martha fühlte sich von Tag zu Tag fremder, einsamer und verlassenener, und wenn sie nicht ihren Buben gehabt hätte — sie hätte es nicht auszuhalten vermocht. Und nun war noch ihr Mann gefallen. Was hatte sie hier noch zu schaffen? Was sollte sie da noch festhalten? So fragte sie sich und beschloß eines Tages, mit ihrem Buben von der ihr so fremd gewordenen Erde zu fliehen. Am Tage nach dieser Schreckensnacht fiel Schnee. Die Kämpfe der feindlichen Heere hatten sich linksab, in die Vogesenwälder hin, verzogen. So stand ihr der Weg frei, der sie in einigen Tagen an die jurassische Grenze hin bringen sollte. Es waren Tage der Not, der Entbehrung. Überall, wo sie hinkamen — eigne Not — eigene Entbehrung. Hunger, Krankheit und Tod begegneten ihnen auf Schritt und Tritt. Hungrig und zu Tode ermattet, kam sie mit ihrem Buben am Abend des dritten Tages in die Nähe eines kleinen Buchenwäldchens. Es hatte wieder zu schneien angefangen. Ein rauher Ostwind fuhr bissig durch das entlaubte Geäst und brachte den Frost der Nacht. Auf einem vereisten Baumstrunk setzte sich Martha nieder, bettete den vor Kälte zitternden Knaben auf ihrem Schoß und umhüllte ihn mit einem Wolltuch, das sie vorsorglich aus ihrem verlassenen Heim mitgenommen hatte. Sie ahnte dabei nicht, daß sie sich hart an der Grenze befand. Nur noch wenige Schritte — und sie wäre auf Schweizer Boden gestanden. Vor Ermattung, Hunger und Müdigkeit schliefen die beiden ein, noch ehe das Dunkel der Nacht sich auf die verschneite Erde legte.



Auf einem vereisten Baumstrunke setzte sich Martha nieder, bettete den vor Kälte zitternden Knaben auf ihrem Schoß und umhüllte ihn mit einem Wolltuch.

In dieser Nacht mußte aus einer schweizerischen Landwehrkompanie eine Wache von sechs Mann die Grenzlinie abschreiten. So gegen 9 Uhr kam der Kompagniekommandant ins Wachtlokal hinüber. «Wachtmeister Bernet», sagte er zu dem jungen Gründlibauer, den er als einen zuverlässigen Menschen kennen gelernt hatte, «Sie kommen heute Nacht mit mir und bleiben an meiner Seite. Wir müssen die Marklinien haarscharf begehen und die Lage der kämpfenden Heere genau auskundschaften. Ich muß morgen darüber Bericht erstatten. Seien Sie auf der Hut, es könnte vielleicht etwas brenzlig werden.» Eine halbe Stunde später stand die Patrouille marschbereit.

Mitternacht war schon längst vorüber, als der Hauptmann und Wachtmeister Bernet in gedeckter Stellung sich an das Buchenwäldchen heranspirschten, in dem die beiden Flüchtlinge ihren schweren Schlaf schliefen. Plötzlich hielt der Wachtmeister inne und lauschte gespannt.

«Ich habe etwas gehört», flüsterte er dem Hauptmann ins Ohr. «Es kam von drüben und hörte sich an wie das leise Stöhnen eines Kindes.»

«Wird ein Verwundeter sein», gab der Hauptmann zurück.

In diesem Augenblick trat der Mond aus den Wolken hervor und beleuchtete die ganze umliegende Landschaft.

«Dort drüben sitzt jemand», sagte leise der Unteroffizier, zog seinen Revolver aus dem Futteral und schickte sich an, hinüberzugehen.

«Halt! Wachtmeister, hier ist die Grenze, und die dürfen wir nicht überschreiten», befahl der Kommandant.

Aber schon hatte sich Bernet um die daneben stehende, verschneite Weißdornhecke herumgeschlichen und blieb vor dem rätselhaften Baumstrunke wie angewurzelt stehen. Der Hauptmann folgte ihm. — Eine Taschenlampe blitzte auf.

«Eine Frau mit einem Kind. Tragen wir sie hinüber. Sie erfrieren sonst da in dieser kalten Winternacht», befahl der Kommandant.

Der Wachtmeister hob das Weib auf seine Arme, als ob es ein Kinderball wäre und trug sie hinüber über die Grenze. Der Hauptmann folgte ihm nach, den Knaben auf dem Arm. Im Kantonnement angelangt, bemühte man sich mit der Wiederbelebung der beiden Erfrorenen. Ein Sanitätsoffizier, der gerade anwesend war, nahm sich der beiden an. Es gelang ihm, erst den Knaben und bald darauf auch die Frau wieder ins Leben zurückzurufen. Der Wachtmeister stand da, wie eine Bildsäule. Sein Antlitz war bleich, wie Marmor. Um seine kreideweißen Lippen ging ein Zittern, und leise bebte der halbgeschlossene Mund. Er drohte umzusinken. Dann aber faßte er sich schnell und täuschte Teilnahmslosigkeit vor. — Er hatte Martha erkannt.

Noch in der gleichen Nacht wurden die beiden halb Erfrorenen ins nächstgelegene Krankenhaus hinübergeschafft und dort in Spitalpflege gegeben.

*

Der Mühlebachbauer saß einsam an seinem Tische und blätterte in einem alten Kalender herum, als jemand draußen beim Hoftor sich den Schnee von den Schuhen wischte. Peter ging hinaus, um das schon geschlossene Tor zu öffnen. Da stand die taube Theres vor ihm. Verwundert über diesen so seltsamen Besuch, schaute er ihr ins Antlitz und sah ein eigen Leuchten in ihrem runzeligen Gesichte. Christabend war's.

«Bauer, es ist noch eine Ruhe vorhanden für Leute, die demütig geworden sind. Bauer, werdet heute noch Besuch bekommen.»

Und wie sie das gesagt, so war sie auch schon

wieder verschwunden. Peter schaute der Alten lange nach und schüttelte den Kopf. Darauf ging er in die Küche, um sich noch einen Kaffee zu kochen. Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, da klopfte es abermals am Haustor. Unwillig über die erneute Störung schob er wiederum den Schopfriegel weg und stand der hageren Gestalt des Gemeindepfarrers gegenüber.

«Peter, ich hab' Euch eine gute Botschaft», begann er ohne weitere Umschweife, «eine Weihnachtsbotschaft. Mag sie Euch gönnen. Seid aber auch dankbar darüber und schätzt sie demgemäß ein: Eure Martha lebt!»

Der Bauer blieb beim Anhören dieser Worte wie angemauert stehen und schaute dem Pfarrer ungläubig ins Gesicht. Seine derben Hände schienen nach einem Halte zu greifen. Seine hagere Gestalt reckte sich ruckweise in die Höhe, während seine grauen Augen fast unheimlich den Geistlichen fixierten.

«Ihr werdet sie heute abend noch sehn», fuhr der Pfarrer wiederum fort. «Und Ihr seid Großvater geworden, Peter. Sie bringt ihren Buben mit, ihren zehnjährigen Buben. Setzen Sie sich, bitte, Mühlebachbauer.»

Und der Peter setzte sich, und der Geistliche erzählte ihm den ganzen Lebensgang des verschollen gegoltenen Kindes, seitdem sie dem Welschen in die Fremde nachgelaufen. Dann erhob er sich, bot Peter treuherzig die Hand und verließ die ungastliche Wohnung.

*

An diesem Christabend sah man den Peter noch in später Nachtstunde vom nahegelegenen Wäldchen herüber ein Tannenbäumchen heimtragen. Dann wieder hantierte er in der Küche am Herd, warf Buchenklotz auf Buchenklotz in die glimmende Glut, trug vom besten, was er in Küche und Keller hatte, auf den viereckigen Schieferplattentisch, um den herum drei glückliche Menschen saßen — der Wachtmeister Bernet, seine wiedergefundene Tochter — und sein Enkelkind. Der Alte suchte aus einer vergilbten Truhe den Christbaumschmuck zusammen und half selbst mit seinen verwerkten Händen, die Glaskugeln anhängen und die angebrannten Kerzen an die duftenden Fichtenzweige stecken.

Und als dann die Turmuhr am Dorfkirchlein die Mitternachtsstunde verkündete, da war Peter plötzlich aus der Wohnstube verschwunden. Die drei glücklichen Menschen, die da unter dem Christbaume saßen, glaubten ihn in der Küche am Herd, als er mit einem Male, verschneit vom Kopf bis zum Fuße, wieder in die Stube trat, einen kupfernen Kessel in der Hand tragend.

«Hier, Bernet, ist Euer Hochzeitsgeschenk», sagte er, schüttete einen Haufen blinkender Goldstücke auf den Tisch und faßte die Hand des Gründlibauern. «Ich habe doch noch recht gehabt, daß ich gehaust und gespart. Ist doch noch zu etwas nütze geworden, mein Schaffen und Werken», fuhr der Alte fort und weidete sich am Erstaunen der Überraschten. In diesem Augenblick tat sich die Tür eine Spalte weit auf.

«Es ist noch eine Ruhe vorhanden für alle die, die demütig geworden und reuig und zerschlagen sind, ob all dem Unheil, das sie geschaffen. Es ist noch eine Ruhe vorhanden, Bauer», hörte man eine heisere Stimme sagen. Dann schloß sich die Türe wieder, und eine seltsame Stille trat ein.

«Das war die taube Theres», sagte darauf der Bauer und faltete die Hände.

Zeichnungen von Jacques Schedler

Zinsberechnungs-Tabelle für je 1000 Franken

	1 %	2 %	2¼ %	2½ %	2¾ %	3 %	3¼ %	3½ %	3¾ %	4 %	5 %
1 Tag	— .03	— .05	— .06	— .07	— .08	— .08	— .09	— .10	— .10	— .11	— .14
2 Tage	— .05	— .11	— .12	— .14	— .15	— .17	— .18	— .19	— .21	— .22	— .28
3 Tage	— .08	— .17	— .19	— .21	— .23	— .25	— .27	— .29	— .31	— .33	— .42
4 Tage	— .11	— .22	— .25	— .28	— .30	— .33	— .36	— .39	— .42	— .44	— .55
5 Tage	— .14	— .28	— .31	— .35	— .38	— .42	— .45	— .49	— .52	— .55	— .69
6 Tage	— .16	— .33	— .37	— .42	— .46	— .50	— .54	— .58	— .62	— .67	— .83
7 Tage	— .19	— .39	— .44	— .49	— .53	— .58	— .63	— .68	— .73	— .78	— .97
8 Tage	— .22	— .44	— .50	— .55	— .61	— .67	— .72	— .78	— .83	— .89	1.11
9 Tage	— .25	— .50	— .56	— .62	— .69	— .75	— .81	— .87	— .94	1.—	1.25
10 Tage	— .27	— .55	— .62	— .69	— .76	— .83	— .90	— .97	1.04	1.11	1.39
11 Tage	— .30	— .61	— .69	— .76	— .84	— .92	— .99	1.07	1.15	1.22	1.53
12 Tage	— .33	— .67	— .75	— .83	— .92	1.—	1.08	1.17	1.25	1.33	1.67
13 Tage	— .36	— .72	— .81	— .90	— .99	1.08	1.17	1.26	1.35	1.44	1.80
14 Tage	— .39	— .78	— .87	— .97	1.07	1.17	1.26	1.36	1.46	1.55	1.94
15 Tage	— .41	— .83	— .94	1.04	1.15	1.25	1.35	1.46	1.56	1.67	2.08
16 Tage	— .44	— .89	1.—	1.11	1.22	1.33	1.44	1.55	1.67	1.78	2.22
17 Tage	— .47	— .94	1.06	1.18	1.30	1.42	1.53	1.65	1.77	1.89	2.36
18 Tage	— .50	1.—	1.12	1.25	1.37	1.50	1.62	1.75	1.87	2.—	2.50
19 Tage	— .52	1.05	1.19	1.32	1.45	1.58	1.71	1.85	1.98	2.11	2.64
20 Tage	— .55	1.11	1.25	1.39	1.53	1.67	1.80	1.94	2.08	2.22	2.78
21 Tage	— .58	1.17	1.31	1.46	1.60	1.75	1.90	2.04	2.19	2.33	2.92
22 Tage	— .61	1.22	1.37	1.53	1.68	1.83	1.99	2.14	2.29	2.44	3.05
23 Tage	— .64	1.28	1.44	1.60	1.76	1.92	2.08	2.24	2.40	2.55	3.19
24 Tage	— .67	1.33	1.50	1.67	1.83	2.—	2.17	2.33	2.50	2.67	3.33
25 Tage	— .70	1.39	1.56	1.74	1.91	2.08	2.26	2.43	2.60	2.78	3.47
26 Tage	— .72	1.44	1.62	1.80	1.99	2.17	2.35	2.53	2.71	2.89	3.61
27 Tage	— .75	1.50	1.69	1.87	2.06	2.25	2.44	2.62	2.81	3.—	3.75
28 Tage	— .77	1.55	1.75	1.94	2.14	2.33	2.53	2.72	2.92	3.11	3.89
29 Tage	— .80	1.61	1.81	2.01	2.21	2.42	2.62	2.82	3.02	3.22	4.03
30 Tage	— .83	1.67	1.87	2.08	2.29	2.50	2.71	2.92	3.12	3.33	4.17
3 Mon.	2.50	5.—	5.62	6.25	6.87	7.50	8.12	8.75	9.37	10.—	12.50
6 Mon.	5.—	10.—	11.25	12.50	13.75	15.—	16.25	17.50	18.75	20.—	25.—
9 Mon.	7.50	15.—	16.87	18.75	20.62	22.50	24.37	26.25	28.12	30.—	37.50
12 Mon.	10.—	20.—	22.50	25.—	27.50	30.—	32.50	35.—	37.50	40.—	50.—